

Neue Sachbücher

Bayerns Schätze der Buchmalerei in einem Prachtband

Aus dem Vollen schöpfen – das kann die Bayerische Staatsbibliothek, wenn es um Meisterwerke der Buchmalerei geht, allemal. Die Bestände des Hauses sind legendär, aber aus konservatorischen Gründen müssen die wertvollen Bücher im Tresor bleiben. Im vergangenen Herbst hat man zusammen mit der Hypo-Kulturstiftung eine Ausnahme gemacht. Für alle, die die Ausstellung in München nicht sehen konnten, sei hier auf das Katalogbuch hingewiesen, das fünfundsiebzig prachtvolle Handschriften versammelt, drei davon stammen aus der Staatsbibliothek Bamberg („*Pracht auf Pergament. Schätze der Buchmalerei von 780 bis 1180. Hrsg. für die Bayerische Staatsbibliothek und die Kunsthalle der Hypo-Kulturstiftung von Claudia Fabian und Christiane Lange.* Hirmer Verlag, München 2012. 344 S., zahlr. Abb., geb., 49,90 €).

Der Band gibt einen Überblick über die Entwicklungsschritte der Buchmalerei und der Schrift von der karolingischen Minuskel zur Textualis, der Vorboten der gotischen Schriften. Allein zwanzig der Bücher zählen zur Gattung der Evangeliaire, das heißt, sie enthalten neben dem vollständigen Text der Evangelien auch Konkordanzen und Heiligengeschichten; die Perikopenbücher, auch Evangelistare genannt, sammeln die Texte nach dem Kirchenjahr. Vier Sakramentare enthalten die liturgischen Texte, die allein dem Priester vorbehalten sind. Die Codices stammen aus einer Zeit, in der die Kunst der Buchmalerei höchstes Ansehen genoss und gleichzeitig auf einen winzigen Markt beschränkt war: auf die Bibliotheken der weltlichen Herrscher und die liturgischen Bücher der Klöster. Im damaligen Bayern waren die wichtigsten Malzentren Salzburg, Tegernsee und Freising. Erst in der Säkularisation kamen viele Bestände nach München.

Ein Grundproblem bleibt auch dem Katalog erhalten: Es kann immer nur maximal eine Doppelseite gezeigt werden. Auch wenn die meisten Codices heute digitalisiert sind, bietet der Band durch Details und Vergrößerungen aber noch ein virtuell nicht verfügbares Merkmal: Wann kann man schon in aller Bücherruhe zwischen dem Codex Aureus von St. Emmeran und dem Evangeliar Heinrichs des Löwen hin- und herblättern? hhm



Der Stammbaum erklärt auch Beziehungsformen: Ausschnitt aus dem Decretum Gratiani, Salzburg um 1170–1180. Abb. a. d. bespr. Band

Die unsichtbare Hand sollte ruhen dürfen

Auch Adam Smith war in Toulouse: Reinhard Blomert versucht eine neue Erzählung von der Entstehung der Nationalökonomie – und verliert dabei recht oft den Faden.

Wenn Karl Marx und Adam Smith je das Vergnügen hatten, einander im Himmel oder in der Hölle zu begegnen, werden sie sich das gleiche Leid geklagt haben. Ihr irdisches Nachleben hat sie zu Schicksalsgegnossen gemacht. Über die ungeheure Popularität ihrer Werke dürften sie sich kaum beschwert haben, wohl aber über die Taten, die in ihrem Namen vollbracht worden sind. Marx selig, dem es in dieser Hinsicht lange Zeit schlimmer ergangen ist, erlebt seit dem Fall des Eisernen Vorhangs eine leichte Entspannung. Nicht so Smith.

Anfang der achtziger Jahre des letzten Jahrhunderts trugen Wirtschaftsberater der Regierung Reagan Smiths Konterfei auf den Krawatten und Friedrich von Hayeks „Road to Serfdom“ in den Köpfen. Auf der anderen Seite des Atlantiks kreierte derweil die Mitglieder des frischgebackenen „Adam Smith Institute“ ökonomische Rezepte aus Chicago für die britische Öffentlichkeit zu schottischen Gerichten um. Spätestens seit damals sieht sich Adam Smith allenthalben zum Säulenheiligen für ökonomische Eingriffe erhoben, denen er in seinen Schriften nie den Segen gegeben hat. Setzte er sich für eine öffentliche Finanzierung von Schulen, Brücken und Straßen ein, so wird nun in seinem Namen deren Privatisierung gefordert. Und sprach er sich gegen die Manipulation der Gesetzgebung durch Großbetriebe aus, so greifen diese unter Berufung auf seine liberale Lehre umso energischer in sie ein.

Man ist daher geneigt, jedem neuen Buch, das Smith gegen sein selbsternanntes Gefolge auf Teppichtagen, Regierungsbänken und Denktankern in Schutz nehmen will, eine gewisse Existenzberechtigung zu attestieren. Das gilt auch für die historische Studie des Soziologen Reinhart Blomert über „Adam Smiths Reise nach Frankreich“. Blomert, der vor wenigen Jahren schon eine Populärbio-

graphie von John Maynard Keynes vorgelegt hat, will Smith nicht nur gegen die Antietatisten von heute, sondern auch gegen die Etatisten von gestern verteidigen. Als Repräsentanten der Letzteren führt er freilich Figuren wie Karl Salomo Zachariae an, der dem angeblichen Sittenverderber Smith noch zu eigenen Lebzeiten hätte begegnen können. Die weit zurückliegenden Beispiele sind bei Blomert Programm, und dieses Programm ist ambitionös: „Es geht in dem folgenden Essay“, schreibt er zu Beginn des Buches, „um nichts weniger als um die Korrektur eines seit dem neunzehnten Jahrhundert verzerrten Bildes von Adam Smith.“

Noch ehrgeiziger wird Blomerts Unterfangen dadurch, dass er es anhand einer Betrachtung der zwei Jahre von 1764 bis 1766 umsetzen will, als Smith nach dem Ende des Siebenjährigen Kriegs den jungen Duke of Buccleuch als dessen Lehrer auf einer Kavaliertour durch Frankreich begleitete. Dass Smiths Beobachtungen und Bekanntschaften auf dieser Reise für die Arbeit am „Wohlstand der Nationen“ wegweisend gewesen sind, ist unbestritten. In Toulouse erstellte er einen frühen Entwurf seiner ökonomischen Theorie, und in Paris diskutierte er sie mit den Physiokraten, von denen er so beeindruckt war, dass er mit dem Gedanken spielte, sein Buch ihrem Vordenker François Quesnay zu widmen.

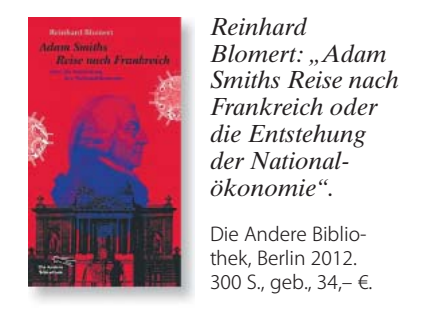
Blomert steht jedoch vor dem Problem, dass die Briefe und Notizen, die von der Reise überliefert sind, Smiths intellektuelle Beschäftigung mit der französischen Wirtschaftstheorie und -politik nur rudimentär dokumentieren. Anstatt aus der Not eine Tugend zu machen und die vorhandenen Quellen gründlich auszuwerten, sammelt er alles Mögliche an Ergänzungsmaterial, um seine Geschichte auszustaffieren. So kommt es, dass Blomert nach ein paar anekdotenhaften Ausführungen zu den ersten vierzig Jahren von Smiths Leben ausgiebig über die französischen Städte und Denker berichtet, denen Smith seine Aufmerksamkeit gemacht hat, aber nur Spärliches über die Entstehung der Nationalökonomie.

Über Toulouse erfährt man auf vier Seiten, dass die Straßen der Innenstadt bis heute „dem Grundriss der römischen Siedlung“ folgen, dass nach den Römern die Westgoten und nach den Westgoten die Araber gekommen sind, dass Troubadoure und Katharer erstaunliche Gemeinsamkeiten aufgewiesen haben und dass der Papst mit seinem Ver-

such gescheitert ist, die Stadt zum Bischofssitz zu machen. Was das mit Smiths Reise, geschweige denn mit seiner Wirtschaftstheorie zu tun hat, erfährt man nicht.

Nicht über vier, sondern über vierzig Seiten ziehen sich Blomerts Lebensbeschreibungen Voltaires hin, in denen der Bezug zu seinem Thema zwischenzeitlich ganz verlorengeht. Man mag Voltaire, der Smith auf seinem Landsitz bei Genf empfing, mit vielen Leistungen in Verbindung bringen – die Gegenwehr gegen den religiösen Fanatismus, die Popularisierung von Newtons Physik, die schamlose Selbstbereicherung an einer lotterig aufgebauten Lotterie –, kaum aber mit der Geburtshilfe für die Nationalökonomie.

Dieses Verdienst gebührt, wie gehabt, vor allem Quesnay. Auf ihn kommt Blomert erst im hintersten Teil des Buches zu sprechen, und hier folgen auch die besten Passagen des Essays, in denen zu-



gleich nachvollziehbar wird, wie stark Smith von den Physiokraten inspiriert war und wie konsequent er sich von ihnen emanzipiert hat. Von einer Korrektur des bisherigen Wissensstandes kann aber auch da keine Rede sein.

Vielleicht wäre Adam Smith heute am meisten geholfen, wenn man ihn weder gegen seine falschen Freunde noch seine selbsterklärten Feinde in Schutz nehmen, sondern in Ruhe tot sein lassen würde. Es gibt keinen ökonomischen Denker der Vergangenheit, dessen Lehren derart lange mit höchsten Heilserwartungen verknüpft worden und gleichzeitig derart konsequent an der Realität gescheitert sind. Smiths Vertrauen in die rebstregulierenden Kräfte des Marktes war an die moralische Erwartung geknüpft, dass erfolgreiche Marktteilnehmer jenem Doppelgebot von Ehrenhaftigkeit und Strebsamkeit folgen würden, das er in seiner „Theorie der moralischen Gefühle“ zum Kennzeichen eines Gentlemans erklärt hatte. Seine ökonomische Idealwelt war informell geregelt und, bei aller wirt-

schaftlichen Dynamik, kulturell homogen. Es handelte sich um eine sehr britische Welt, aus der sich kein moderner Staat machen ließ. Sucht man nach den tatsächlichen Wegbereitern der modernen Wirtschaftspolitik in der frühen Neuzeit, dürfte man bei jenen Praktikern fündig werden, die der Theoretiker Smith erfolgreich zu edelmetallfixierten Stillstandsökonomem gestempelt hat: den Repräsentanten des „mercantile system“.

Jean-Baptiste Colbert, der für Ludwig XIV. die wohl konsequenteste merkantilistische Politik umgesetzt hat, ergriff Maßnahmen von erstaunlicher Aktualität und war mit ihnen, wie Patrick O'Brien und Caglar Keyder schon 1978 in einer empirischen Langzeitstudie gezeigt haben, viel erfolgreicher, als es liberalen Wirtschaftstheoretikern lieb sein konnte.

Colbert baute im Glauben an einen ökonomischen Nullsummenwettkampf unter den Staaten eine zentral gelenkte Produktion und Organisation des Wissens auf. Anstatt auf informelle Strukturen setzte er auf formelle Verfahren. Mündliche Kommunikation sollte durch schriftliche Stellungnahmen ersetzt werden. Ob bei der Einrichtung eines Inspektionswesens in Manufakturen, bei der Einführung von Expertenämtern im Justizbetrieb oder bei der Einrichtung von wissenschaftlichen Akademien, Colbert wandte überall das gleiche Rezept an. Er schuf neue Posten für ein neues Staatspersonal von Fachspezialisten, die mittels neuer Prozeduren fehlerhaftes von richtigem und unnützes von nützlichem Wissen scheiden sollten. Erwiesen sich die eingeführten Verfahren als unzuverlässig, wurden sie durch komplexere Verfahren ersetzt.

Um Frankreichs internationale Wettbewerbsfähigkeit zu steigern, warb Colbert nicht nur Unternehmer und Fachkräfte mit dem Versprechen auf Subventionen und Steuervergünstigungen aus umliegenden Territorien ab, sondern versuchte auch, gebildete Franzosen in werterschöpfungsintensivere Wirtschaftssektoren zu drängen. Kleriker sollten aus den Klöstern und Juristen aus den Gerichten strömen, um die verarbeitende Industrie zu bereichern.

Blickt man heute auf Colberts Reformen zurück, könnte man meinen, die Fürsprecher unserer vermeintlichen Wissensgesellschaft seien bei ihm in die Schule gegangen. Vielleicht ist es wie mit dem Rind und mit dem Pferd: Wo Neoliberalismus draufsteht, kann Neomerkantilismus drin sein. CASPAR HIRSCHI

Briefe an die Herausgeber

Der Anfangspunkt der Selbstauflösung als Nation

Zum Leserbrief von Professor Dr. Adolf Hampel „Schwarzenbergs moralischer Sieg“ (F.A.Z. vom 20. Februar): „Sie wehren sich aber dagegen, dass die Einsicht in die Unumkehrbarkeit der Geschichte zu einer Rechtfertigung vergangener Verbrechen pervertiert wird.“ – Treffender und knapper als mit diesem einzigen Satz lässt sich nicht auf den Punkt bringen, was der Gießener Theologe und Mittelwie Osteuropakenner hier zur Enttäuschung vieler „Pioniere der deutsch-tschechischen Verständigung“ über hässliche Vertreiber-Töne im jüngsten tschechischen Präsidentschaftswahlkampf geschrieben hat. Es drückt sich darin aber mindestens ebenso sehr die Enttäuschung über ein Grundversagen der deutschen Politik im Ganzen seit 1990 aus.

Spätestens seit der europäischen Wende von 1989/90 wurde auch für den Gutwilligsten und Unbedarftesten im Land zunehmend erkennbar, dass die mörderische Vertreibung der Deutschen aus ihren östlichen Reichs- und Siedlungsgebieten nicht allein, und nicht einmal primär, Sowjetunion und Kommunismus zuzuordnen beziehungsweise anzulasten ist, sondern dass vom Beginn der Vorplanungen bis zur Exekution die westlichen Kriegsalliierten antreibend und entscheidend involviert waren. Vermutlich vor allem aus diesem Grund scheiterten die ohnehin nur schwächlichen Versuche der damaligen Regierung Kohl-Genscher/Kinkel innerhalb kurzer Zeit so jämmerlich, die po-

litisch-historische Auseinandersetzung um eines der schlimmsten Verbrechen der Epoche auf die „europäische“ Schiene zu schieben. Seitdem ist hierzulande nicht mehr viel geschehen, um das politisch bedingte wie gewollte Wahrnehmungsdefizit hinsichtlich der außerordentlichen Verbrechensqualität der Deutschenvertreibung aufzuhehlen. Dem Thema droht vielmehr einmal mehr die politisch-ideologische Einschläferung. Auch die schließlich doch – mit zwanzigjähriger Verspätung – zögerlich in Angriff genommene Einrichtung einer Erinnerungs- und Dokumentationsstätte wird nach dem wenigen, was bisher bekannt geworden ist, den Fokus gewiss nicht darauf richten, dass die Vernichtung der historischen deutschen Ostprovinzen und Siedlungsgebiete zugleich die verdrängte, schwerste Verletzung jenes europäischatlantischen Wertekanons durch die westlichen Demokratien bedeutet, zu dessen Verteidigung sie seinerzeit angetreten waren und auf den Europa zukünftig gründen soll. Dieses – ich folge hier gern der Formulierung Hampels – „ignorante oder feige“ Unterlassen bezeichnet inzwischen die eigentliche Faulstelle der deutschen Neuvereinigung und womöglich den Anfangspunkt unserer Selbstauflösung als historisch begründete Nation. Nicht zuletzt die europäischen Bemühungen der Bundesrepublik aber sind seitdem vom Hautgout des Ausweichens durchdringend mit imprägniert.

ANDREAS GIZEWSKI, GROSSHANSDORF

Religion ist für die Gesellschaft lebenswichtig

Jeder hat das Recht, eine Zeitung zu lesen oder es bleibenzulassen. Bis dahin kann ich Ihrem Leser Hans-Eberhard Fischer („Eine Zumutung für Nichtkatholiken“, F.A.Z. vom 21. Februar) folgen. Die Verknüpfung seiner Ankündigung, die F.A.Z. nicht mehr lesen zu wollen, mit der Kritik an der Berichterstattung über den Rücktritt des Papstes jedoch betrachte ich als einen Pressionsversuch. Seine Begründung ist abenteuerlich und rückt die Zugehörigkeit zur Kirche in die Nähe einer Mitgliedschaft im Sportclub einer Randsportart oder des Betreibens eines speziellen Hobbys.

Religion ist von den Anfängen der Menschheit her eine „causa publica“, eine öffentliche Angelegenheit, gewesen, die stets lebenswichtig für eine Gesellschaft war. Was in der Kirche oder heute in den unterschiedlichen Glaubensgemeinschaften vor sich geht, ist auch heutzutage von größter Bedeutung. Leser Fischer hat anscheinend schon vergessen, dass der Zusammenbruch des Kommunismus in ganz wesentlichem Maße auch auf den damaligen Papst Johannes Paul II. und den Mut der Christen in den Ostblockstaaten zurückzuführen ist. Auch in den Ostblockstaaten war es vermutlich nur eine Minderheit der Bürger, die eine echte Glaubensüberzeugung besaß, aber ihr Glaube und ihr Gottvertrauen befähigten sie zum Widerstand gegen das totalitäre Regime.

Die Unterdrückung der Berichterstattung über Glaubensfragen und über Vorgänge in den religiösen Glaubensgemeinschaften hingegen und die Verdrängung von Religion aus dem öffentlichen Raum ist für Diktaturen allgemein und für ihre totalitäre Variante in ganz besonderem Maße kennzeichnend. Gegen Stimmen, wie sie in diesem Leserbrief laut gewor-

den sind, möchte ich daher ganz energisch protestieren. Hier wird der ernstgemeinte Versuch unternommen, die Glaubens- und Meinungsfreiheit in diesem Land in Frage zu stellen. Ich bin der F.A.Z. sehr dankbar, dass sie so sorgfältig über die Vorgänge in Rom berichtet. Auch der Abdruck des Leserbriefes hat sich gelohnt, weil ich dadurch erfahren habe, welche finsternen Gedanken hinter – vermutlich nicht nur – einer Stirn schon wieder wohnen.

DR. NIKOLAUS MANTEL, ESSEN

Das wäre die Zumutung

Zum Brief von Leser Hans-Eberhard Fischer „Eine Zumutung für Nichtkatholiken“ (F.A.Z. vom 21. Februar): Die Frankfurter Allgemeine ist eine überregionale Zeitung mit der höchsten Auslandsverbreitung aller deutschen Zeitungen. Der Leserkreis der F.A.Z. besteht nicht nur aus nichtkatholischen Deutschen, die am Weltgeschehen nicht interessiert sind. Von der F.A.Z. erwarte ich detaillierte und sachliche Berichte über die katholische Kirche, die mit mehr als einer Milliarde Mitglieder, verteilt auf nahezu alle Länder dieser Welt, von globalem Interesse ist.

Von einer Zeitung auf dem Niveau der F.A.Z. verlange ich eine ausführliche Berichterstattung über einen Umbruch von historischer Bedeutung in der größten Kirche des Christentums. Es wäre eine Zumutung für den interessierten Leser, ob katholisch oder nicht, wenn die F.A.Z. diese Berichterstattung unterlassen oder einschränken würde.

BENITA GEIGERT, NEUENKIRCHEN

Wenn ich ein Kirchenblatt lesen will

Zur Leserschrift von Hans-Eberhard Fischer „Eine Zumutung für Nichtkatholiken“ (F.A.Z. vom 21. Februar): Leser Fischer spricht mir aus der Seele. Ich hatte nach der Lektüre der Ausgabe vom 12. Februar im ersten Ärger auch an eine Kündigung meines Abonnements gedacht.

Die Berichterstattung über den Rücktritt des Papstes empfand ich als aufdringlich und im Umfang unangemessen. Unglaubliche fünf Seiten und zu allem Übel eine halbe Seite für Herrn Mosebach und seine verschwurbelten Ansichten. Wer

will das denn lesen? Das Ergebnis einer spontanen Umfrage im Kollegenkreis zur Einschätzung des Ereignisses: Ein alter Mann tritt krankheitshalber von seinem Posten zurück, ein nicht ungewöhnliches Ereignis, anerkennenswert, aber nicht weiter aufregend.

Die F.A.Z. schätze ich als nicht vorschneil im Urteil, gut informierend und ausgewogen. Wenn ich ein katholisches Kirchenblatt lesen will, bestelle ich mir eines.

DR. MED. VET. MARTIN HORNBERGER, GAUTING

Berliner Gemischtwarenladen

Zum Artikel von Andreas Kilb „Ein Vorschlag, wie man die Kunst zum Schweigen bringt“ (F.A.Z. vom 1. März): Der Plan der verantwortlichen Museumsdirektoren der Stiftung Preußischer Kulturbesitz, Gemälde und Skulpturen gemeinsam mit Beständen des Kunstgewerbemuseums zu präsentieren und auf zwei durch ein Gewässer getrennte Gebäude zu verteilen, wird zu Recht von Kilb als Irrweg bezeichnet. Diese „Erlebnisswelten“, Säle, in denen der Besucher seine Gefühle und Gedanken entfalten soll, beschwören in ihrer bedrängenden Vielfalt die schwüle Vision des überladenen Makart-Ateliers, das im Wien des 19. Jahrhunderts durchaus Anhänger fand. In heutiger Zeit erscheint ein solcher Gemischtwarenladen als Anachronismus, der den Berliner Sammlungen im Vergleich mit den streng nach Epochen und Ländern gegliederten internationalen Museen, etwa der National Gallery in Washington, dem Metropolitan Museum in New York, dem Louvre oder der National Gallery in London, einen eher provinziellen Platz zuweisen würde. Die geplante Gesamtschau von Gemälden, Skulptur und Kunstgewerbe, die bei kleinen weltberühmten Museen wie dem Jacquemart-André-Museum in

Paris, der Phillips Gallery in Washington, der Sammlung Reinhart in Winterthur oder dem Chanenko-Kunstmuseum in Kiew durchaus ihren Reiz hat, weil dort noch der Geist des Sammlers und Mäzens lebendig ist, muss bei einer Vermischung von zwei großen, international berühmten Sammlungen, wie sie Bode-Museum und Gemäldegalerie darstellen, verfehlt wirken, umso mehr, wenn mögliche Leerstellen mit Schränken, Truhen, Kaffeesevillen und Roben aus den Beständen des Kunstgewerbemuseums aufgefüllt werden sollen.

DR. MARILIES V. BREVERN, POTSDAM

Hömma

Zum Witz von Greser und Lenz „Droht Deutschland eine Armuteinwanderung vom Balkan?“ (F.A.Z. vom 21. Februar): Ihre Zeichner Greser und Lenz sind wirklich die letzten Anfänger. Da wollen sie Ruhrdeutsch schreiben, können es aber nicht. Erstens heißt es „hömma“ und nicht „hörrna“. Zweitens, wenn einer irgendwo hinzeigt, dann sagt er „kumma“ (das ist verdeutsch: guck mal) und nicht „hömma“.

ERICH GAHRAU, DISSEN